

Interdisziplinarität als Programm. Kindheitsforschung in der ZSE

Ursprünglich hieß die ZSE „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“. Die Idee zu der Zeitschrift ist bei den Arbeiten am „Handbuch für Sozialisationsforschung“ entstanden. Ihre erste Ausgabe erschien 1980, im selben Jahr wie die erste Auflage des Handbuchs. „Sozialisationsforschung“ fungierte dabei gleichsam als disziplinpolitischer Oberbegriff, um die Wechselbeziehungen, thematischen Schnittstellen und methodologischen Kontroversen zwischen der (Bildungs-)Soziologie, der Erziehungswissenschaft (bzw. ihren Traditionen einer soziologischen Pädagogik) und der (Entwicklungs-)Psychologie zu organisieren. Interdisziplinarität war und ist ein programmatisches Markenzeichen der ZSE. Sie blieb in den 40 Jahren ihres Bestehens ein Spiegel dieses Programms; umgekehrt war das Programm auch der Spiegel eines dynamisch sich verändernden Forschungsbereichs. Ich will im Folgenden einen Aspekt dieses Wandels ansprechen, nämlich die Integration der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung in das Spektrum der Zeitschrift.

Das Herausbergremium diskutierte Mitte der 1990er Jahre – das bevorstehende 20jährige Bestehen der Zeitschrift vor Augen – eine Erneuerung des inhaltlichen Profils der ZSE. Sichtbarstes Ergebnis der Diskussion war die Erweiterung des Herausgeberkreises um Helga Zeiher und Jürgen Zinnecker: Sie war Soziologin, er Erziehungswissenschaftler; beide wurden als Protagonisten der seinerzeit sich erst etablierenden sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung kooptiert.

In Deutschland waren seit den 1970er Jahren eine Reihe von quantitativen Studien über die Lebensverhältnisse von Kindern und theoretische Überlegungen zu einer Soziologie des Kindes und der Sozialisation entstanden; sie rückten die Kindheit in eine sozialökologische Perspektive. In den frühen 1980er Jahren thematisierte die Diskussion unter dem Einfluss der Lebenslaufforschung, der Historischen Sozialisationsforschung und nicht zuletzt der neu entstandenen Kinderkulturforschung die Kindheit als ein eigenständiges soziokulturelles Phänomen. „Kindheit als Fiktion“ (1981) hieß ein Sammelband, der die vertraute Vorstellung von der Kindheit als Schonraum und Vorbereitungsphase problematisierte und damit die kindheitstheoretisch grundlegende Frage aufwarf, wie Kindheit möglich ist. „Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder“ (1983) rückte die Lebenswelten der Kinder in den Horizont sozialen Wandels. Dieses Buch war die Veröffentlichung einer Arbeitsgruppe in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Sie wurde mehr und mehr zur Plattform der Diskussionen um Theorie und Empirie der Kindheit und hat sich seit mittlerweile 25 Jahren als Sektion etabliert. Allmählich kristallisierte sich eine Kindheitsforschung heraus, die Anschluß an die internationalen *New Social Studies of Childhood* suchte. Diese haben vielfältige, alte Wurzeln; aber in den frühen 1970er Jahren entstand – zunächst in den USA – eine Diskussion um das Verhältnis des Kindheits- zum

Sozialisationskonzept, die ein Sammelband von 1976 mit dem programmatischen Titel „*Re-Thinking Childhood*“ pointierte. Anfang der 1980er Jahre nahm dieses „*Re-Thinking*“ eine entscheidende Wendung, als sich die Kindheitssoziologie mit einer britischen Quellensammlung pointiert von einem Sozialisationsparadigma der Kindheit abgrenzte. „*Constructing and Re-Constructing Childhood*“ (1990) und „*Childhood Matters*“ (1994) formulierten ein „neues Paradigma“ für die Kindheitssoziologie und verliehen der Diskussion jenen konstruktivistischen und advokatorischen Zungenschlag, mit dem die *Childhood Studies* häufig bis heute identifiziert werden. In dem „Handbuch der Kindheitsforschung“, das 1993 die vielfältige sozialwissenschaftliche Forschung über Kinder in Deutschland bündelte, repräsentierten die *Childhood Studies* freilich nur einen Aspekt im Spektrum der Zugänge zur Wirklichkeit der Kinder.

Aus heutiger Sicht mag es sich aus einer Reihe von Gründen anbieten, der Kindheitsforschung im Themenspektrum der ZSE eine eigenständige Stellung zu verschaffen, zumal die ZSE damit an eine internationale Entwicklung anschließen konnte. Als die Herausgeberinnen und Herausgeber der ZSE darüber diskutierten, war das aber heikel; denn die Berücksichtigung der Kindheitsforschung betraf nicht lediglich den Kanon der Themen, über die sich die ZSE definierte, sondern schuf auch ein Spannungsfeld, das die Identität der Zeitschrift in Frage stellen konnte. Die internationalen *Childhood Studies* hatten mit Sozialisationsforschung und mit der Entwicklungspsychologie des Kindes nichts im Sinn, mehr noch: Sie hatten sich ja maßgeblich über einen starken Impuls gegen das Sozialisationsparadigma der Kindheit konstituiert.

In Deutschland war das Verständnis von „Kindheitsforschung“ entsprechend umstritten. Aus Sozialisationsforschung und Familiensoziologie schlug ihr unverhohlene Skepsis entgegen – gar nicht zu reden von der Erziehungswissenschaft, die bis heute große Schwierigkeiten damit hat, die Kindheit anders denn als Äußerung der bildsamen und erziehungsbedürftigen Natur des Menschen zu verstehen. Eine Erziehungswissenschaft, die sich maßgeblich über die Professionalisierung pädagogischer Berufe definiert, sieht Kinder zuerst als Adressaten. In der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft ressortieren kindheitswissenschaftliche Fragestellungen denn auch mehrheitlich nicht in der Sektion „Allgemeine Erziehungswissenschaft“, sondern in der Kommission „Pädagogik der frühen Kindheit“ und werden im Kontext institutioneller Kleinkinderziehung diskutiert. Ironischerweise sind die meisten Mitglieder der Sektion „Soziologie der Kindheit“ seit jeher Erziehungswissenschaftler und Erziehungswissenschaftlerinnen – was ein spezieller Aspekt des Themas „Interdisziplinarität“ sein dürfte. Grundständige Soziologen fremdeln dagegen nach wie vor mit der Kindheitsthematik. Die Entwicklungspsychologie fühlt sich nicht angesprochen; für sie gibt es nur Kinder, keine Kindheit bzw. Kindheit nur als eine Lebensphase differenzieller Entwicklungsprozesse und ihrer Umweltbedingungen. Die Pädiatrie als traditionsreichste Wissenschaft vom Kind hat die Kindheitsforschung offenbar noch gar nicht bemerkt.

Das Spannungsfeld wurde indes auch durch gegenseitige Missverständnisse erzeugt. Das Verständnis von Sozialisation, von dem sich insbesondere die britischen und nordischen *Childhood Studies* abgrenzen, ist funktionalistisch geprägt – eine Verengung, die in der deutschen

Diskussion schon mit Habermas' „Thesen zur Theorie der Sozialisation“ von 1968 und spätestens mit Hurrelmanns „produktiv realitätsverarbeitendem Subjekt“ (1983) nicht mehr Stand der Debatte war. Das hält wiederum manche engagierte Vertreter der Kindheitsforschung bis heute nicht davon ab, einen Gegensatz zwischen der Anerkennung von Kindern als „*beings*“ von einem Verständnis als „*becomings*“ zu betonen und das Konzept des Kindes als Akteur wie ein Axiom zu behandeln; beide angeblichen Erkennungszeichen der *Childhood Studies* entsprechen aber nicht dem „*state of the art*“.

Das deutlich entspanntere Verhältnis der deutschsprachigen Kindheitsforschung zum Sozialisationskonzept hat ihre Integration in die Programmatik der ZSE gewiss erleichtert. Ohnehin waren für die ZSE nicht die *Kinder* das Problem, sie waren auch schon vor der Diskussion der Herausgeber in den 1990er Jahren Thema verschiedener Beiträge. Eine Herausforderung war vielmehr das Verständnis von *Kindheit als Kontext*, als soziale bzw. generationale Ordnung, als Semantik, anders gesagt: Eine Herausforderung war die konzeptuelle Emanzipation des Kindes vom Entwicklungsparadigma und damit auch von der Relation Kind/Erwachsener. Wie sollte man Kinder und Kindheit anders als im Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit denken? Und wie sollte man die Forschung methodologisch vom Erkenntnisstandpunkt des Erwachsenen befreien?

Man kann sich die Relevanz dieser „Emanzipation“ klarmachen, wenn man eine Parallele zur Jugendforschung zieht. Das Unternehmen einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung verliert viel von seiner Provokation, wenn man sie analog zur Jugendforschung versteht; dann vollzieht sie lediglich nach, was für die Jugendforschung bereits selbstverständlich ist. Die Zeiten, als sie die Jugend lediglich als distinkte Lebensphase begriff, die durch die Pubertät markiert wird, sind lange vorbei; die Unterscheidung zwischen „Jugend“ und „Jugendlichen“ ist ihr geläufig; das Konzept „Jugend“ selbst hat seine Konturen verloren. Indes: Lässt sich die Kindheit tatsächlich adäquat als „frühe Jugend“ verstehen? Welche Veränderungen sozialer Kindheit werden damit erfasst – und welche nicht? Was heißt „Kindheit“, wenn der Begriff auf Neugeborene und Menschen an der Schwelle zur Volljährigkeit gleichermaßen angewendet werden kann (wie in der UN-Kinderrechtskonvention)? Diese Fragen lassen erkennen: Die entscheidenden Fragen der Kindheitsforschung stellen sich jenseits der Entwicklungstatsache. Sie reagieren darauf, dass die Position des Kindes in der Gesellschaft sich wandelt, dass sie sich nicht mehr selbstverständlich über die Zugehörigkeit zu Familie und Bildungswesen bestimmt. Diese Veränderung wirft für die verschiedenen Wissenschaften vom Kind unterschiedliche Fragen auf, und sie provoziert Rückfragen an die Sozialisationsforschung.

Im Rückblick hat die Entscheidung, die Kindheitsforschung im programmatischen Profil der ZSE zu stärken, ein Gespür für das Potenzial bewiesen, das in diesem Spannungsfeld schlummert. Zahlreiche Beiträge und fast jährliche Themenschwerpunkte belegen das. „Zugänge zu Kindheit“ hieß der erste; er eröffnete den Jahrgang 1996 und stellte die neue Perspektive auf Kinder und Kindheit vor. Die Themenschwerpunkte „Ökonomische Verhältnisse der Kinder“

(2/1998), „Rhetorik des Kinderschutzes“ (2/1999), „Entgrenzungen von Leben, Lernen und Arbeiten“ (2/2000) und „Arbeitszeit – Elternzeit – Kinderzeit“ (3/2003) verfolgten das Programm des *Re-Thinking Childhood* weiter, indem sie Veränderungen konstituierender Merkmale moderner Kindheit aufgriffen. Später rückten wohlfahrtspolitische Themen stärker in den Vordergrund: „*Child Care Policies*“ (3/2002), „Armut und soziale Ungleichheit bei Kindern und Jugendlichen“ (2/2006) und „Die Wohlfahrt von Kindern in europäischen Ländern“ (1/2007), ein Themenschwerpunkt mit internationalen Autoren. Die ZSE wurde in diesen Jahren zum Forum einer pointiert sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung in Deutschland. Die oben erwähnte personelle Verklammerung zwischen der ZSE und dem „Handbuch Sozialisationsforschung“ wiederholte sich in einer personellen Verklammerung zwischen der ZSE und der Buchreihe „Kindheiten“, die seit den frühen 1990er Jahren im Juventa Verlag erschien. Schwierig blieb zunächst das Verhältnis zur internationalen Szene. Es gab zwar bereits früh viele individuelle Kontakte zu den angelsächsischen und nordischen *Childhood Studies*, aber die Entwicklungen und Leistungen der deutschsprachigen Kindheitsforschung insgesamt wurden dort zunächst kaum wahrgenommen.

Helga Zeiher und Jürgen Zinnecker waren rund zehn Jahre lang, von 1996 bis 2006 bzw. 2007, Mitglieder des Herausgebergremiums. Als sie sich aus Anlass ihrer Pensionierung zurückzogen, war die Kindheitsforschung anerkannt, ihre Stellung im Profil der Zeitschrift unbestritten. Trotzdem war das Verhältnis zur Sozialisationsforschung und ihren unterschiedlichen disziplinären Zugängen nicht geklärt. Helga Zeiher fürchtete während ihrer gesamten Herausgeber Tätigkeit den Sog der Pädagogik und setzte sich für eine eindeutig soziologische Kindheitsforschung ein. Mittlerweile ging es freilich weniger um die kindheitstheoretische Relativierung der Entwicklungstatsache als um eine Revision des Sozialisationskonzepts selbst. Parallel zur Integration der Kindheitsforschung in ihr Programm führte die ZSE seit der Jahrtausendwende in Einzelbeiträgen und Themenschwerpunkten eine sozialisationstheoretische Debatte.

In dieser Debatte wird von den *Childhood Studies* nicht mehr erwartet, sich gegenüber dem Entwicklungsparadigma der Kindheit auszuweisen; vielmehr stellt sich die Frage, welche Reichweite ein Sozialisationskonzept hat, das im Kern psychologisch basiert ist. Im ersten Handbuch der Sozialisationsforschung von 1980 gab es beispielsweise noch einen Artikel über „geschlechtsspezifische Sozialisation“; in der Achten Auflage von 2015 heißt der entsprechende Artikel „Sozialisation und Geschlecht“. Der Unterschied ist alles andere als eine Petitesse; „Geschlecht“ wird 2015 anders, nämlich als Kontext, nicht als Dimension von Sozialisation begriffen. Entsprechend würde man in der Ausgabe von 1980 einen Artikel „(früh-)kindliche Sozialisation“ über die Sozialisation von Kindern im vorschulischen Alter erwarten; überraschenderweise fehlt ein solcher Artikel. In der Ausgabe von 2015 gibt es ihn, und er wird dort begleitet von einem weiteren Artikel, dessen Titel auf Kindheit als sozialen Kontext und nicht als Dimension von Sozialisation verweist („Sozialisation in der Kindheit“). Darin verbirgt sich ein Wandel des Verständnisses von Sozialisation: So wie der Titel „Sozialisation und Geschlecht“ auf das „Frau (bzw. Mann)-Werden“ verweist, geht es in „Sozialisation in der

Kindheit“ um das Kind-Werden, um die Sozialisation zum Kind, nicht um das „Groß- bzw. Erwachsenwerden“.

Die Kindheitsforschung leistet ihren Beitrag zu dieser Debatte, indem sie neuere Sozialtheorien aufgreift, die in der Sozialisationsforschung bislang weniger gebräuchlich waren und die sozialisationstheoretischen Dualismen Struktur/Prozess, Kultur/Natur, Individuum/Gesellschaft in neuartiger Weise auflösen können: vor allem Praxistheorien, aber auch die Akteur-Network-Theorie (ANT) oder den so genannten *New Materialism*. Dabei wird die Abgrenzung von Kindheitsforschung und Sozialisationsforschung zweitrangig. Diese Entwicklung spiegelt sich in den Themenschwerpunkten der vergangenen Jahre: „Kindheit, Heterogenität, Ungleichheit“ (4/2011); „Ethnografie der Frühpädagogik“ (1/2013); „Kinder als Akteure – Agency und Kindheit“ (3/2014); „Kinderkörper. Leibliche, pädagogische und gesellschaftliche Produktionen von Körperlichkeit im Kindesalter“ (1/2017); „Räume der Beobachtung von Kindern“ (4/2017); „Transorganisationale Wohlfahrtspraktiken in der Kindheit“ (2/2019); „Ungleichheitsbezogene Bildungsforschung – Kinder als Reproduzenten von Bildungsungleichheit“ (3/2019).

Es wäre in diesem Zusammenhang übrigens interessant, die Karriere des Themas „Familie und Elternschaft“ in 40 Jahren ZSE zu untersuchen. Allem Anschein nach wird es mehr und mehr durch das Thema „Eltern, Eltern-Kind-Beziehungen und Erziehungspraxis“ ersetzt, wie sich zuletzt am Beispiel des Themenschwerpunkts von Heft 4/2020 zeigen lässt. Die ZSE als Spiegel einer De-Institutionalisierung? Dem würde die Kindheitsforschung mit ihrer konzeptuellen Emanzipation des Kindes entsprechen. Sie macht es möglich, das Kind-Werden als wohlfahrtspolitisch vermittelte Herauslösung aus der Familienzugehörigkeit – immerhin dem Modell generationaler Ordnungen – zu beschreiben: als institutionelle Individualisierung, wie man in Anlehnung an Ullrich Beck sagen könnte.

Das Spannungsfeld zwischen Sozialisations- und Kindheitsforschung besteht ebenso fort wie zwischen unterschiedlichen disziplinären und empirischen Auffassungen von Kindheitsforschung, wenn auch unter anderen Vorzeichen als in den 1990er Jahren. Die ZSE hat die Aufgabe, die verschiedenen Zugänge zu Sozialisation und Inklusion der Kinder in einen Dialog zu bringen; das ist ein wesentliches Element ihrer Existenzberechtigung.

Der Autor war von 2002 bis 2005 geschäftsführender Herausgeber der ZSE.